

anatomischen und funktionellen Gründen sehen wir Gelenkeinklemmungen am häufigsten im Kniegelenke. Sie können bedingt sein durch freie Gelenkkörper, durch Fettgeschwulst (Hoffa), durch Kapselzerreißung, durch Meniscusverletzung.

Demonstration der normalen Kniegelenksbestandteile: Bänder, Kapsel und Menisci und deren Beziehung zu einander an mehreren Diapositiven. Demonstration des Mechanismus der Entstehung der Meniscus- und Kapselverletzung sowie einer neuen Art ihrer experimentellen Hervorrufung im Leichenversuche.

Die Meniscusverletzung kann entstehen: 1. Direkt durch eine bei gebeugtem Knie medial der Patella eingreifende Gewalt, 2. indirekt durch eine horizontal wirkende Gewalt (hierbei unterscheidet er Rotationsverletzungen, Flexionsverletzungen und Extensionsverletzungen) sowie durch eine senkrecht wirkende Gewalt. Es ist dem Vortragenden zum erstenmal gelungen, diese Verletzungen im Experiment hervorzurufen. Er hat sechs Fälle konservativ und 26 Fälle mit der Operation behandelt und folgende Verletzungen hierbei gefunden: 1. Abriß des Meniscus an seinem Vorderhorne von der Tibia. 2. Abriß des Meniscus von der Gelenkkapsel. 3. Zerreißen der Kapsel und sekundäre Verlagerung des Meniscus ohne Zerstörung der Verbindung zwischen Knorpel und Kapsel. Kombinationen zwischen jeder einzelnen Verletzung sind möglich. 4. Verletzung der Meniscussubstanz unter der Wirkung der im Gelenk aufeinandergepreßten Knochen und 5. Kombination der Meniscusverletzung mit Verletzung des Ligamentum cruciatum anterius. Demonstration dieser Typen in Diapositiven.

Die Symptome der frischen Meniscusverletzung unterscheiden sich nicht von denen der frischen Gelenkverletzung. Die nach einem Gelenktrauma auftretende Anschwellung des Kniegelenks ist die Folge eines Blutergusses, dieser ist das Symptom einer Gelenkinnenverletzung. Zuweilen tritt sofort bei der ersten Verletzung die erste akute Gelenkeinklemmung ein, meistens jedoch erst später. Die chronische Gelenkeinklemmung tritt ebenfalls erst nach Ablauf der akuten Erscheinungen auf und ist charakterisiert durch das Auftreten von Schmerzen im Unterschenkel bei längerem Gehen und Stehen. Sie ist bedingt durch die Verlagerung der zerrissenen Kapsel allein, des Meniscus allein oder beider in das Gelenkinnere. Die Diagnose der Meniscusverletzung basiert auf diesen Symptomen sowie auf dem Nachweis einer Schmerzhaftigkeit medial oder lateral von der Patella an der Tibiakante und eventuell einer abnormen Beweglichkeit des hier fühlbaren Knorpels, dem Auftreten von Knacken, wenn sich der Meniscus in das Gelenk umschlägt. Die Behandlung der frischen Meniscusverletzung sowie jedes frischen Blutergusses im Gelenke besteht in absoluter Vermeidung der Flexion sowie der Belastung des Kniegelenks, um so den an seiner normalen Stelle liegenden Meniscus, der von der Unterlage abgerissen ist, an dieser wieder anheilen zu lassen. Massage der das Gelenk umgebenden Muskulatur, Behandlungsdauer drei bis vier Wochen. Resultate sehr gut. Sind Einklemmungserscheinungen eingetreten infolge mangelhafter Behandlung, so kann nur die Operation eine Heilung erzielen. K. vermeidet die im allgemeinen genübte Excision des Meniscus, weil hierdurch eine Inkongruenz der Gelenkflächen eintritt. Hierauf führt K. die vielfachen von andern Chirurgen mitgeteilten ungünstigen Resultate zurück. Durch die Excision des einen Meniscus wird, da die Gelenkflächen sich berühren müssen, auf den restierenden Gelenkknorpel ein stärkerer Druck ausgeübt, unter dem im Laufe von Monaten eine Lockerung des restieren-

den Knorpels und Beschwerden im nichtoperierten Gelenkteil eintreten. Nachweis durch operative Autopsie in zwei einschlägigen Fällen und durch Belege aus der Literatur. K. hat zur besseren Freilegung des Gelenks und zur Ermöglichung der Anlegung der Naht des Meniscus in zehn Fällen die Seitenbänder durchschnitten und hiervon in keinem einzigen Fall irgendwelchen Schaden gesehen, da er sie exakt vernäht hat. Drei seiner operierten Fälle sind durch andere Krankheiten kompliziert gewesen, einmal durch Arthritis deformans zweimal durch Tuberkulose. Aber auch in diesen Fällen ist durch die Naht des gelösten Meniscus ein Verschwinden der durch die Lockerung des Meniscus bedingten Beschwerden erzielt worden. Zwei Fälle von Meniscusablösung waren mit einer Verletzung des Ligamentum cruciatum verbunden. In einem Falle wurde das Ligament genäht, Heilung. In einem Falle war außer der Ablösung des Meniscus der Knorpel der Tibia von der Unterlage abgerissen. Naht des Meniscus und des Knorpels. Heilung. Zweimal mußte der Knorpel wegen schwerer Veränderung entfernt werden, und sind das die einzigen Fälle, deren Resultat nicht günstig ist. Bei drei Fällen war die Substanz des Meniscus zerrissen, der Defekt wurde genäht, und es wurde in diesen drei Fällen, wie in sämtlichen andern, vollkommene Heilung erzielt, wie eine zum Teil langjährige Beobachtung ergab. Demonstration der meisten Patienten. Im ganzen hat K. 26 Fälle operiert, davon wurde in 24 Fällen der Meniscus genäht und zweimal extirpiert. Auf Grund dieser ausgezeichneten Resultate wird K. auch in Zukunft die Naht des Meniscus dann vornehmen, wenn seine Form erhalten ist. Ist der Knorpel durch lange Dauer in seiner Form vollkommen zerstört, empfiehlt auch er die Extirpation des Meniscus. In einem zusammenfassenden Schluß empfiehlt K., den Begriff der Gelenkneuralgie fallen zu lassen, da ihm jede anatomisch-pathologische Grundlage fehlt und da die Schmerzen, die eine Gelenkneuralgie vortäuschen, meist durch Gelenkeinklemmungen bedingt sind. (Autoreferat.)

G. Glücksmann (Berlin): **Neuere Erfahrungen über Fremdkörperextraktionen aus den oberen Luft- und Speisewegen.** (Mit Lichtbildern.) Vortragender teilt eine Reihe von Fällen seiner Erfahrung mit und sucht an der Hand dieser Fälle die Indikationen für die Anwendung der verschiedenen Methoden zur Fremdkörperextraktion fester zu umgrenzen. Von Interesse ist vielleicht der Fall einer 60jährigen Frau, die ihre obere Gebißplatte bei einem apoplektischen Insult verschluckt und diese nach 28tägigem Aufenthalt im Körper auf dem natürlichen Wege wieder verloren hat. Ferner ein Fall eines flottierenden Fremdkörpers (Bleistiftkapsel), der sich zunächst im rechten Unterlappenhauptbronchus, später im linken Unterlappenbronchus aufhielt, in dem er wohl nur durch erneute Aspiration von der Luftröhre aus gekommen sein kann. Vortragender legt besonderes Gewicht auf die Heranziehung des Röntgenverfahrens zur Stellung der exakteren topographischen Diagnose. In dem letztgeschilderten Falle des Bronchialfremdkörpers gelang die Extraktion nachdem alles andere vergeblich versucht war, am 24. Krankheitstage durch bronchoskopische Extraktion unter Führung des Fluoreszenzschirms in der Röntgendunkelkammer. (Autoreferat.)

Diskussion: Schönstadt berichtet über einen Fall, bei dem eine verschluckte Zahnplatte mit der Sonde gefühlt, oesophagoskopisch aber nicht gesehen werden konnte. Die Extraktion gelang mit Hilfe eines Fadens, der unter Führung der Sonde an die Zahnplatte gebracht wurde und der sich um die eine Klammer herumführen ließ. Glücksmann: Schlußwort. Fritz Fleischer.

Rundschau.

Redigiert von Dr. Erwin Franck, Berlin.

Geschichte der Medizin.

Altkehlische Medizin¹⁾

von

Prof. Dr. K. Baas, Karlsruhe.

Noch heutzutage erinnern etwa Ortsnamen, Berggipfel oder Flüsse daran, daß auch in unserm Vaterlande in weitem Umkreise keltische Urbewohner ansässig waren, welche den Germanen vielfach sozusagen die Stätten bereiteten, welche sie dann eroberten und im Besitz behielten.

Während nun die literarische Ueberlieferung über jenes hochbegabte Volk, soweit sie das spätere Deutschland wenigstens betrifft, fast völlig fehlt, haben Bodenfunde in Burg- und Wallanlagen, besonders aber in Gräbern, es doch ermöglicht, daß wir eine Vorstellung gewinnen von der, manchmal geradezu prächtig zu nennenden Kultur, welche etwa im ausgehenden Bronze- oder dem anfangenden Eisenzeitalter bestand.

Wie über unsere eigenen Altvordern, so sind es auch hier

¹⁾ Vortrag, gehalten auf der 83. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, Karlsruhe 1911.

wiederm und hauptsächlich römische Schriftsteller, welche uns redende Zeugnisse hinterlassen haben von den Sitten und Gebräuchen derjenigen Kelten, mit welchen teils in friedlichem Handelswettbewerb, teils in Kriegszügen, wie in Gallien und Britannien, Zusammenstöße erfolgt waren. Solchen Ursprungs sind auch die ältesten Nachrichten über die keltische Heilkunde, ihre Ausübung und ihre Mittel. Der Name der Druiden tritt uns entgegen, und wir vernehmen einiges von ihrer priesterärztlichen Betätigung, von den Heilgottheiten, von der Mistel und andern Heilstoffen und Heilungsarten.

Während die griechisch-römische Antike in Asklepios einen hervorragenden Heilgott besaß, hat es die keltische Götterlehre zu einer solchen Gestalt nicht gebracht. Den Römern begegneten verschiedene Medizinalgötterheiten der Gallier, welche ihnen in dieser Beziehung dem Apollo zu entsprechen schienen; daher fügten sie dessen Namen mehreren Keltengötterheiten hinzu, wie dem Borvo, dem Stannus- und dem Sonnengott Grannus, welcher letzterer, mit dem Lichtgote Belenus identifiziert, hauptsächlich in Gallien als Heilgott verehrt wurde.

Eine ausgesprochene Heilgöttin ist Sirona, welche übrigens nach ihrer Hauptverbreitung in gallisch-germanischen Grenzbezirken, vielleicht

aus Germanien ursprünglich herkommt; ein Altar von ihr wurde in Wiesbaden im Gebiete der römischen Thermen gefunden. Weiheinschriften auch bei einer Schwefelquelle in Nierstein bei Mainz, bei Maxau in Baden, sowie in Trier. Außer Sirona begegnet uns Dea Sul, Borvonia, Stanna und Rosmerta. Nicht bei den Gallo-Bretonen, wohl aber bei den Gälen in Irland kommt die Dreiheit der Brigitten vor, welche als Göttinnen der Dichtkunst, der Medizin und des Schmiedehandwerks verehrt wurden. welche Verknüpfung nicht ohne tiefere Bedeutung gewesen sein mag.

Es soll hier noch angefügt werden eine Dea Damona, deren Obhut die Gesundheit der Rinderherden anvertraut war; schließlich können bei weiterer Fassung des Begriffes der Heilgottheiten die, wenn man so sagen will, Patrone der vielen von den Kelten hochgeschätzten (Heil-) Quellen oder strömenden Wasserläufe herangezogen werden, von welchen hier genannt sein mögen die männlichen Gestalten des Deus Lussovius oder des Jvaus, letzterer ursprünglich ein Eibengenius, welche beide Namen in den Ortsbezeichnungen Luxeuil und Juravum fortlebten; dazu kommen die weiblichen Figuren etwa der Deana (Diana) Mattiaca oder Abnoba, für welche Weiheinschriften bekannt sind außer aus Wiesbaden und Badenweiler noch aus Baden-Baden, sowie aus der Nähe von Godesberg. Es ist möglich, wenn nicht wahrscheinlich, daß diese Gottheit identisch ist mit der vorhingenannten Göttin Sirona.

Man begreift leicht, daß, wie die gerade eben gegebenen Aufzählungen dartun, besonders die warmen und heißen Quellen es waren, welche als heilkräftig verehrt wurden: von ihnen sind durch die römische Ueberlieferung vorwiegend aus Gallien eine ganze Reihe bekannt, und von den Römern und Galliern noch in christlicher Zeit benutzt worden.

Wurden doch auch manche der christlichen Klöster in der Nähe solcher altkeltischer Quellkultorte gegründet und mit wohlberechnender Ueberlegung dann christlichen Heiligen zugewiesen.

Bei manchen jener Heilbrunnen hat sich das vorrömische Steinbauwerk noch gefunden, z. B. in Luxeuil-Les Bains oder in Bourbonne-Les Bains, welche Namen ja heute noch auf die uralten Keltengottheiten zurückweisen. Ja sogar altehrwürdige Holzverschaltungen keltischer Gesundbrunnen haben sich erhalten, wie etwa in St. Moritz, woselbst die Bronzeschwerter und andere als Votivgaben aufzufassende Waffen uns in die Keltzeit führen. Von derartigen Weihgaben sind besonders die verschiedenlich gemachten Quellfunde von Feuersteingeräten hervorzuheben, ferner gallische Gefäße und Bildwerke, dazu kommen noch die sogenannten Regenbogenschüsselchen, welche als keltische Münzopfer an die heilenden Quellgeister gedeutet worden sind.

In einer kalten Heilquelle bei Alesia in Burgund wurde als Votivgabe die charakteristische Figur eines Wickelkindes gefunden; von solchen kalten Quellen galten besonders die nach Norden laufenden als zauber- und heilkräftig. Vielleicht darf jenes Weiheopfer eines Neugeborenenbildes uns auch erinnern an den Glauben der keltischen Belgier, daß ihr Geschlecht von Rheine abstammte, und an den davon sich herleitenden Gebrauch, die Kinder, auf einem geflochtenen Schilde schwimmend, den Fluten zu übergeben, damit der väterliche Strom durch eine Art von Gottesurteil dieselben als seine echten Sprossen anerkenne oder nicht.

Als ein Beispiel des Glaubens an die Heilkraft des strömenden Wassers sei aus dem altirischen Epos Táin Bó Cúalnge, das heißt der Rinderraub, welches altkeltische Zustände uns vor Augen führt, die Schilderung aus Kapitel 21 hierhergesetzt: „Da kamen Leute von den Ultern, um Cuchullinn beizustehen und zu helfen . . . Und sie nahmen ihn mit sich zu den Bächen und zu den Flüssen . . . um seine Stiche und seine Risse, (seine) Verletzungen und seine vielen Wunden zu streichen und zu waschen. Denn die Túatha Dé Danann (das sind göttliche Wesen) pflegten heilende Kräuter und Pflanzen und einen Heilsegen auf die Bäche und Flüsse . . . zu legen, um Cuchullinn beizustehen und zu helfen, sodaß die Ströme von ihnen bunt waren und eine grüne Oberfläche hatten.“

Auch Salzquellen waren den Kelten nicht unbekannt; und an den Namen ihrer Schutzgötter, der Alauni oder Alaunal, erinnern in Frankreich noch heute einige Ortsbezeichnungen.

Wenn wir nun nach den Aerzten fragen, welche etwa die Wirkung jener Quellen oder der Heilkräuter ausfindig gemacht hatten oder verwendeten, so weist uns, abgesehen von dem Vergleich mit andern Völkern, die Aufstellung von Heilgottheiten, die Erwähnung von Heilsegen auf irgendwelche Kultpersonen hin, welche eine so geartete Therapie pflegten; in der Tat werden ganz allgemein, wenigstens seit den letzten Jahrhunderten der Antike, die Druiden als solche Priesterärzte uns genannt.

Es sei hier eingeschoben, daß Strabo die *oóáres*; der Gallier als *poóátoyo* bezeichnet hat, und daß man in dieser niederen Gruppe von Priestern, den Ovates oder vates, wie das Wort in das Lateinische überging, auch Heilpersonen gesehen hat. Der spätere Ausdruck des Plinius: „Hoc genus vatium medicorumque“ bezieht sich jedoch offenkundig auf die Druiden, und andere Beweise liegen nicht vor. Wir werden aber

sehen, daß die altirische Ueberlieferung neben dem Liaig, das ist dem Arzte gemeinhin, noch den Fáth-Liaig, den Seherarzt, uns nennt; und so könnten ja neben den höchsten Aerzten, die Druiden, in Gallien auch jene *advres*, das heißt Wahrsager, wie Diodor die Ovates an einer Stelle bezeichnet, bestanden haben.

Die Einrichtung des Druidentums finden wir unter den Festlandskelten nur bei den Galliern, dann aber bei den Inselkelten, und hier besonders in Irland und Schottland. „Disciplina in Britannia reperta atque inde in Galliam translata esse existimatur;“ so geradezu hat es Cäsar überliefert, und so nehmen es die heutigen Keltisten noch an.

Als zwischen 300 und 200 v. Chr. die vorrückenden Germanen die Kelten von ihren Wohnsitzen verdrängten, da fielen die in Nordwest-Europa wohnenden Stämme der letzteren in Britannien ein, wo sie ihre seit ungefähr 1000 Jahren daselbst wohnenden Blutsverwandten unterwarfen. Diese lebten noch im Bronzezeitalter und erhielten das Eisen von den Eroberern, welche ihrerseits auf geistigem Gebiete den Druidismus vorfanden, alsbald übernahmen und nunmehr auch auf das Festland verpflanzten, wo ein griechischer Autor seiner um 200 v. Chr. Erwähnung tut. Hier hielt er sich jedoch nur bis in das erste Jahrhundert nach Christus: „Tiberi Caesaris principatus sustulit Druidas eorum (das heißt der Gallier) et hoc genus vatium medicorumque“, sagt Plinius. der als letzter Schriftsteller diese Priester der Gallier erwähnt, hingegen angibt, daß sie in Britannien noch in ursprünglicher Weise beständen. Zwar verschwanden die Druiden auch hier bald nach dem römischen Eindringen in den eroberten Gebieten, aber sie blieben im unabhängigen Irland und im nördlichen Britannien. Der heilige Patrik im fünften, Columba im sechsten Jahrhundert fanden Druiden als ihre Gegner in Irland, wo sie sich gehalten zu haben scheinen bis ins siebente Jahrhundert. Und es sieht so aus, als ob in diesem seinem Heimatgebiet auch noch eine Art von Weiterentwicklung des Druidentums stattgefunden habe, indem von dem eigentlichen Priester die Gruppen der Richter, der gelehrten Dichter und Historiker, sowie der Aerzte, Liaig, sich unterschieden haben. Wenn in Gallien über dem Druiden der Erzdruide stand, so scheint in Irland über den „Liaig“ im allgemeinen der „Fáth-Liaig“, zu deutsch Seherarzt, sich erhoben zu haben, welcher durch besondere ärztliche Sehergabe und Heilerfolge ausgezeichnet, auch besonderen Ruhm und höheres Ansehen genoß.

Als ein solcher Fáth-Liaig wird in dem schon erwähnten Rinderraub-Epos uns Fingin geschildert, welcher übrigens auch in der altirischen Sage vorkommt; neben ihm finden wir in dem Heere der Ulter, auch durch äußere Abzeichen von ihm unterschieden, eine ganze Schar von Aerzten, Liaigs, die uns geradezu als eine Art von Sanitätscorps vorkommen können.

Es wird da erzählt, wie der Held Cethern im Kampfe so verwundet worden war, daß seine Gedärme und Eingeweide herausgingen. Cuchullinn ließ Aerzte der Iren, gegen welche jener gekämpft hatte, kommen. „Das war gewiß nicht leicht für die Aerzte der Männer von Irland“, heißt es hier, „hinzuweisen, um ihre Gegner und ihre Feinde zu kurieren.“ Wenn man wollte, könnte man in dieser, sozusagen Selbstverleugnung die Idee der Internationalität der ärztlichen Hilfe im Kriege erkennen; wenn es nicht hieße, daß die Furcht vor dem Helden Cuchullinn der Beweggrund des Kommens gewesen sei.

Der erste Arzt, welcher kam, wie weiter berichtet wird, sah nun die Wunden an und sagte: „Du wirst nicht am Leben bleiben.“ „Auch du wirst daher nicht am Leben bleiben“, sagte Cethern, „und schlug ihm mit der Faust auf die Stirn, sodaß er ihm sein Gehirn über die Fenster seiner Ohren und über die Nähte seines Kopfes hinaustrieb.“ So ging es ähnlich einem jeden, der Cethern für nicht heilbar erklärte; nur der fünfzehnte Arzt, Ithal, entging dem Tod, indem der Schlag ihn nur betäubt hinwarf für eine lange Weile.

Da bat Cethern um einen andern Arzt; und nun sandte Cuchullinn zu Fingin, dem Seherarzt, Fáth-Liaig, dem Arzte des Königs Conchobar. Er kam, sah jede der neun Wunden an und erkannte aus ihr ohne weiteres, wer sie geschlagen hatte. Zuerst aber wollte auch er dem Helden das Leben absprechen, wofür er einen mächtigen Fußtritt erhielt; dann aber gab er ihm die Wahl zwischen einem langen Krankenlager und einer, wie es heißt, roten Kur von drei Tagen und drei Nächten, die Cethern alsbald wählte. „Da bat Fingin, der Seherarzt, Cuchullinn um ein Faß Mark, das aus den Rinderzügen und Herden der Iren bereitet wurde; und in dieses Faß Mark wurde Cethern getan bis zum Ende von drei Tagen und drei Nächten. Und er begann, das Faß Mark um ihn herum zu trinken. Und das Faß Mark ging da zwischen seine Stiche, zwischen seine Risse, über seine Verletzungen und über seine vielen Wunden. Da erhob er sich aus dem Fasse Mark am Ende von drei Tagen und drei Nächten. Und so erhob es sich, daß ein Brett seines Wagens an seinem Bauche war, damit nicht sein Gedärm und sein Eingeweide herausfiel.“

Das Corps jener vorhin erwähnten „Militärärzte“ wird nun an einer andern Stelle des Epos, in dem „Aufmarsche der Heerhaufen“ folgendermaßen geschildert als eine besondere Schar:

„Ausgezeichnete Gewänder hatten sie an. Ein Sack unter der Kleidung eines jeden von ihnen. Ein weißhaariger, stierartiger Mann vor der Front dieses Heerhaufens. Ein gieriges, drachenartiges Auge in seinem Kopfe. Ein schwarzer wehender Mantel unter Rändern von Purpur um ihn. Eine blattförmige bunte (Nadel) mit Edelsteinen über seiner Brust in den Mantel. Ein Leibrock mit rippenartigen Streifen von Goldfäden um ihn. Ein scharfes, hartes, kurzes Schwert mit Schmuckplatten von Gold in seiner Hand. Es kam jeder zu ihm, daß er ansehe seine Stiche und seine Risse, seine Wunden und seine Krankheiten, und er sagte jedem seine Krankheit und gab jedem ein Heilmittel, und jeder bekommt die Krankheit, die er ihnen sagt. „Es ist die Kraft der Arztweisheit, es ist Heilung von Wunden, es ist Fernhalten des Todes, es ist Fehlen jeder Schwäche dieser Mann, Fingir der Seherarzt, der Arzt Conchobars, mit den Aerzten der Ulter um ihn. Er ist es, der die Krankheit eines Menschen erkennt, dadurch daß er den Rauch des Hauses sieht, in dem er sich befindet, oder dadurch, daß er seine Seufzer hört.“ Ihre (das heißt der andern Aerzte) Behälter der Medizin, das sind die Säcke, die du bei ihnen gesehen hast.“

Das Wort Liaig bedeutet Flüsterer, Beschwörer; es weist an sich schon auf den magischen Charakter der Heilkunst seiner Träger hin, wie er später noch durch andere Beispiele erläutert werden wird. An dieser Stelle möge aber angeführt werden, daß das gotische Wort für den Arzt, das keltische Herkunft ist, Leckais, und dergleichen das altgermanische Lachenare, die beide ebenfalls Besprecher und Zauberer bedeuten, auf einen uralten keltischen Kultureinfluß hinzudeuten vermögen.

„Kraft der Arztweisheit“, so wurde in der vorhin citierten Stelle der Fath-Liaig bezeichnet; ein ähnlicher Sinn nun liegt in dem Wort Druiden, welches nach heutiger Auffassung „der sehr weise“ bedeutet. Als solche Gelehrte in natürlchen, wie übernatürlchen Dingen stellt die gallischen Druiden uns auch Cäsar dar, wenn er schreibt: „Multa de sideribus atque eorum motu, de mundi ac terrarum magnitudine, de rerum natura, de deorum immortalium vi ac potestate disputant ac inventuti tradunt.“ Und als eindrucksvolle Zeugnisse, besonders der erstgenannten astronomischen Beobachtungen bestehen ja heute noch jene uralten großen Steindenkmäler, aus deren Anordnung und ganz bestimmter Orientierung unter Berücksichtigung astronomischer Daten noch die Zeit ihrer Erstellung berechnet werden konnte. (Schluß folgt.)

Aerztlich-soziale Umschau.

Die Durchführung der Reichsversicherungsordnung.

Wie bekannt wird, fanden in der letzten Woche unter dem Vorsitz des Ministerialdirektors Casper Beratungen im Reichsamt des Innern statt, an denen Vertreter fast aller Bundesregierungen teilnahmen. Gegenstand der Beratungen bildeten vorwiegend die Termine für das Inkrafttreten der noch nicht in Geltung gesetzten Teile der Reichsversicherungsordnung. Inzwischen hat eine Kommission unter Führung des Geh.-Rats Hoffmann vom preußischen Handelsministerium die preußischen Provinzen bereist, um die Errichtung der Versicherungsämter an Ort und Stelle zu studieren. Die Errichtung der Oberversicherungsämter zum 1. Juli d. J. steht in Preußen nun fest; dagegen ist es noch fraglich, ob es möglich sein wird, auch die Versicherungsämter schon zum 1. Juli zu errichten. In den übrigen Bundesstaaten sind die Ausführungsbestimmungen zum Teil schon erlassen.

Ueber das Inkrafttreten der Krankenversicherung war bis in die letzte Zeit ein bestimmter Termin noch nicht vorgesehen. Man erwartet als Zeitpunkt des Inkrafttretens den 1. Januar 1913. Die Vorarbeiten sind aber gerade bei diesem Teil der Sozialversicherung derart schwierig, daß die Krankenversicherung vielleicht erst im Jahre 1914 in Kraft treten wird. Die auf die Kassenangestellten Bezug habenden Bestimmungen sind bekanntlich schon zum 1. Januar d. J. eingeführt worden.

Hinsichtlich der Unfallversicherung ergeben sich Schwierigkeiten mit den Berufsgenossenschaften, welche die Einführung mitten im Geschäftsjahre nicht wünschten, sodaß hierfür nunmehr der 1. Januar 1913 bestimmt in Aussicht genommen ist.

Es wurde schließlich gelegentlich der Beratungen über die Wehrevorlagen im Reichstage die Herabsetzung der Altersrente von 70 auf 65 Jahre erneut verlangt. Diese Forderung ist bereits Jahrzehnte alt. Sie wurde schon im Jahre 1899 gelegentlich der Novelle zum Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz energisch gefordert und führte bei Beratung der Reichsversicherungsordnung im vergangenen Jahre zu einem darauf hinielenden Antrage. Die Mehrkosten wurden von der Regierung mit neun Millionen Mark bezeichnet, der Bundesrat zeigte sich aber damals nicht geneigt, auf diese Wünsche einzugehen. Inzwischen scheint aber doch eine Aenderung dieser Gesinnung eingetreten zu sein. Unter den Verbündeten Regierungen besteht eine starke Strömung dafür, die

Herabsetzung der Altersgrenze vom Jahre 1917 ab eintreten zu lassen. Bekanntlich hat der Reichstag eine Entschließung angenommen, die den Reichskanzler ersucht, nach fünf Jahren, also bis zum Jahre 1917, eine Zusammenstellung des Status der Landesversicherungsanstalten dem Reichstage vorzulegen. Die Herabsetzung der Altersgrenze würde dann gleichzeitig mit der Vorlage dieses Status, der ein Bild über das Fortschreiten der sozialen Versicherung in Deutschland geben wird, erfolgen. Fr.

Reisebriefe.

Frühlingstage an der Österreichischen Riviera.

I.
„Sechs Monate sollst du arbeiten, im siebenten aber ruhen.“ So ungefähr müßte das alte biblische Wort variiert werden, um auf den Arzt der Gegenwart und damit in der Therapie der Gegenwart sinn-gemäße Anwendung zu finden. Droht uns Aerzten doch früher wie vielen andern Berufsarbeitern der Erbeind der modernen Kulturwelt — die Neurasthenie und Arteriosklerose. Eines der besten hiergegen angewandten, selbst brieflich wirksamen Vorbeuge- und Gegenmittel bleibt aber immer die Ausspannung, das gebieterische „Heraus“ aus Beruf und Haus, heraus in Gottes freie Natur. Solche und ähnliche antiasthenisierende Tendenzen bestimmten auch mich bereits gegen das Ende des März dieses Jahres, den bekannten dicken Strich unter alles das zu machen, was mit beruflicher Tätigkeit auch nur entfernt Aehnlichkeit zeigt und dem für solche Fälle als strikte Indikation besonders „warm“ empfohlenen Süden zuzueilen.

So war es schon lange mein Wunsch gewesen, einmal die österreichische Riviera aufzusuchen. Dieses mit aus dem Grunde, weil die hier gelegenen Bade- und Kurorte in unsern modernen Baderschriften eigentlich recht stiefmütterlich behandelt werden, in jedem Falle gegenüber den altherühmten Plätzen und Fremdenzentralen der italienischen und französischen Riviera doch erheblich zurücktreten. Wenige statistische Angaben über die günstigste Besuchszeit und hinsichtlich der Kurmethoden, das ist so ziemlich alles, was wir hierüber hören. Da muß dann die eigene praktische Erfahrung helfend einsetzen, um das Charakteristische gerade dieser zurzeit immer mehr in Aufnahme kommende klimatischen Heilfaktoren zu erfassen und damit neben der unanstößlichen eignen Erholung auch für die ärztliche Praxis einigen Nutzen ziehen.

Um an dieser Stelle gleich das notwendige über die zweckmäßige Gestaltung der Reiseroute anzuführen, sei allen Besuchern Istriens und Dalmatiens der Hinweg über Budapest—Fiume empfohlen. Da Ungarn einen andern Zonentarif besitzt als Oesterreich, ist das Reisen hier selbst auch erheblich billiger. So kostet das einfache Billet Berlin—Budapest—Fiume in der zweiten Wagenklasse nur etwa M 66.— bei 81stündiger Fahrzeit, während letztere auf dem Wege über München—Triest oder Dresden—Wien nicht wesentlich kürzer, wohl aber erheblich kostspieliger ist. Für den Rückweg empfiehlt sich dann eine der letztgenannten Strecken, indem damit die Gelegenheit gegeben wird, die Tauernbahn (Salzburg—Gastein), wie andererseits Wien näher kennen zu lernen. Dann erscheint es auch ungemein verlockend, einmal Budapest, dieser jungaufstrebenden Metropole des Königreichs Ungarn, einen Besuch abzustatten. Die hier verlebten Tage — zwei bis drei dürften genügen — werden niemanden gereuen, der Freude an einem imposanten modernen Städtebild, empfindet, noch dazu, wenn eine reizvolle landschaftliche Umgebung damit verbunden ist. Erheben sich doch die Donauufer bei Pest zu nicht geringen Höhen und bedingen hierdurch eine Anlage der Stadt, wie sie in Deutschland — natürlich in erheblich kleinerem Maßstabe — vielleicht ähnlich nur bei Koblenz wahrgenommen werden kann. Näheres hierüber enthalten die zahlreichen Reisebücher, allen voran der altbewährte getreue Baedeker. Es sei an dieser Stelle nur noch besonders darauf hingewiesen, daß ein Ausflug in die 500—600 m hohen Ofener Berge, sowie eine Besteigung des Johannesberges (529 m), die sich von Pest leicht ausführen lassen, die aufgewendete Zeit reichlich lohnen, indem von diesem hochgelegenen Standpunkte sich erst die rechte Uebersicht über die Stadt und die mannigfachen Verzweigungen der Donau gewinnen läßt.

Von großem Interesse für den Arzt gestaltet sich neben dem Besuch der sonstigen zahlreichen sozial-hygienischen Einrichtungen in Budapest die Kenntnisnahme des vor einem Jahre eröffneten „Volks-hotels“ in der Arenastrasse. Für einen äußerst geringen Satz bietet dasselbe unverheirateten Arbeitern und Arbeiterinnen einen verhältnismäßig komfortablen Aufenthalt und gute Verpflegung. Auch das großangelegte Hungariabad in Pest, welches seinesgleichen in Nord- und Mitteleuropa unseres Wissens nicht findet, möge beachtet werden. Neben großen Schwimmbassins, den verschiedensten Einzelbädern, Restaurations- und Kaufräumen, Schreib- und Lesezimmern.

Als Operation hat K. immer die Gastroenterostomia retrocolica angewendet. Es fand sich entweder eine verhärtete Platte mit Verwachsungen oder bei Sitz des Ulcus an der medialen Wand eine Verhärtung des Pankreaskopfes. Mit der Gastroenterostomie muß immer der Verschluss des Pylorus einhergehen. Die Ligatur des Pylorus hat K. verlassen, da sie zu wenig sicher erscheint und Schmerzen verursachen kann; dagegen

hat er schon vor Wilms die präpylorische Incision angewendet. Von seinen Fällen sind 23 geheilt, zwei an Myodegeneratio cordis und Perforation gestorben. Bezüglich der Heilung nach dem chirurgischen Eingriff ist K. etwas skeptisch, da er in mehreren Fällen nach längerer oder kürzerer Zeit Wiederkehr der Blutungen und Schmerzen konstatierte. Retzlaff.

Rundschau.

Redigiert von Dr. Erwin Franck, Berlin.

Geschichte der Medizin.

Alteltische Medizin

VON

Prof. Dr. K. Baas, Karlsruhe.

(Schluß aus Nr. 18.)

Von den Naturkenntnissen jener „Hochweisen“ berichtet auch Cicero, welcher wie Caesar, selbst den Druiden Divitiacus gekannt hatte, „qui et naturae rationem, quam *φυσικολογία* graeci appellant, notam esse sibi profitebatur“. Daß hierzu auch die Medizin gehörte, können wir freilich nur mittelbar erschließen, wiederum aus Worten Caesars; denn bei der Aufzählung keltischer Gottheiten, deren eine er mit Apollo identifiziert, sagt er von den Galliern: „Eandem fere quam reliquae gentes habent opinionem: Apollinem morbos depellere.“ Unmittelbar aber, obgleich aus späterer Zeit, hat in dem schon erwähnten Satze sowie anderwärts der ältere Plinius uns von der ärztlichen Tätigkeit der Druiden berichtet, welche letztere er übrigens an einer Stelle als „Magi“ bezeichnet, womit zum guten Teil auch die Art ihrer Heilkunde und deren Ausübung gekennzeichnet ist.

Da die Druiden, wohl mit aus Mangel an einer Schrift, ihre Wissenschaft nur in mündlicher, vieljähriger Unterweisung ihren Schülern überlieferten, müssen wir ihre medizinischen Anschauungen uns zu rekonstruieren suchen aus einzelnen, dafür brauchbaren, sonstigen Nachrichten. So finden wir, wiederum in dem Rinderaub-Epos, einmal die kurze Angabe, daß die Krieger der Ulter kampfunfähig geworden wären durch eine geheimnisvolle Krankheit, welche aus einer von der Göttin Mucha gegen sie geschleuderten Verwünschung hergekommen sei. Diese Angabe weiter zu verallgemeinern brauchen wir kein Bedenken zu tragen; sozusagen auf dem umgekehrten Wege kommen wir zu demselben Schlusse, daß an eine dämonische Verursachung menschlicher Leiden geglaubt werde, wenn wir die Heilspüche heranziehen, welche, freilich aus viel späterer Zeit, aus Marcellus Burdigalensis, genannt Empiricus, herübergerettet hat. Wenn auch erst im vierten Jahrhundert aus der gallischen Volksmedizin gesammelt, tragen sie, wie vieles, was noch anderwärts in solcher Gestalt sich erhalten hat, die Zeichen weit höheren Altertums an sich; es sind Krankheitsbeschreibungen, vergleichbar den Merseburger oder andern altgermanischen Zaubersprüchen, die nur auf der Grundlage einer magischen Krankheitslehre, wie sie die Druiden pflegten, entstanden sein können.

So sollen die am sogenannten Gerstenkorn der Augen Leidenden, welchen noch zwei andere Formeln zur Verfügung stehen, auch sagen: „Zauberspruch soll entfernen das Weh von euch!“

Und was einem im Halse steckengeblieben ist, soll man besprechen mit den Worten: „Geh heraus, weg aus dem Schlund, weg aus der Gurgel durch Erbrechen; rutsche heraus aus meinem Halse, aus der Kehle, aus dem Eingeweide!“ Für den gleichen Zweck war noch eine andere Formel vorhanden.

Dem Tiere, welches uns ja auch in der germanischen Mythologie bekannt ist als Typus des Unholden, wird der Fremdkörper des Auges gewünscht: „Fleuch von uns Staub hinweg zu dem Wolfe des Feindes; lieblich (sei das) Augenbett, Weh und Schwellung (sei) fort!“

Und wenn bei Zahnweh, am Dienstag oder Donnerstag, bei abnehmendem Monde siebenmal gesagt werden soll: „Verjage den Schmerz, verfluche den Schmerz, vertreibe den Schmerz“, so erwähne ich dies deshalb, weil hier nun das uralte astrologische, anderweitig aus dem Sonnenkult genommene Moment hinzutritt, welches auch sonst in der Druidenmedizin eine so hervorragende Rolle spielte.

In dieser Beziehung muß nunmehr von den druidischen Heilmitteln die Eichenmistel an erster Stelle genannt werden, das Zauberkraut, dessen keltischer Beinamen nach Plinius „das Allheilende“ bedeutete. Seine Heilkraft wird man aber kaum in irgendeinem greifbaren Bestandteil suchen können, sondern lediglich in dem Geheimnisvollen, mit dem die Priester es umgaben.

Schon die Seltenheit des Vorkommens stellte die auf der vor allen Bäumen geheiligten Eiche wachsende Mistel höher in den Augen des Volkes; dazu kam noch das feierliche Ritual beim Einholen der Pflanze, welches nur zu der bestimmten Zeit geschehen konnte. Weißgekleidet stieg am sechsten Tage nach dem Neumonde der Druiden auf den Baum,

um mit goldener (bronzenen?) Sichel das Wunderkraut zu schneiden, welches mit einem weißen Tuch aufgefangen werden mußte; darauf fand das Opfer zweier weißer Stiere statt. Der aus der Mistel hergestellte Trank schützte gegen alle Gifte und machte die Frauen fruchtbar; letzteres ein bedeutsames Problem, welchem wir vielfach, wie in den Vorschriften der meisten Religionen, so gerade in der primitiven Medizin umgaben ferner das Sammeln einer weiteren Heilpflanze, die Pinnus Selago genannt hat und welche vielleicht Lycopodium ist; gleich die erste Bestimmung, die sich auch bei andern Pflanzen findet, spricht für das hohe Alter ihres Gebrauchs, indem es heißt, daß sie ohne Anwendung eisernen Werkzeugs, das heißt wie in längstvergangerer Urzeit, gewonnen werden solle. Nach einem Opfer von Brot und Wein, das den Dämon der Pflanze versöhnen sollte, mit gewaschenen bloßen Füßen, weißgekleidet, mußte der Sammler mit der rechten Hand sie anreißen und in einem neuen Tuche heimtragen. Auch sie heilt alle Krankheiten und insbesondere hilft ihr Rauch gegen Augenleiden¹⁾.

Mystische Vorstellungen spielen in gleicher Weise, wie bei der Mistel und dem Selago bei andern Kräutern, aus welchen der keltische Heilschatz fast ganz bestand, mit; auf ihn soll jedoch im genaueren hier nicht eingegangen werden. Auch Pflanzen, welche wir heute noch benutzen, waren in ihm enthalten, teils mit harmlosen Bestandteilen, teils mit Giften, die dann wieder den Uebergang zu den Zaubermitteln bilden mochten.

Die Verwendung tierischer Stoffe war gering; es kann aber vielleicht hier angeschlossen werden, daß die Druiden auch Menschenopfer in Krankheitsfällen darbrachten, was ja in das System einer theurgischen Medizin durchaus hineinpaßt.

Zweitausend Jahre fast trennen uns von der Medizin der Kelten, durch die, wie bei allen Priestermedizinen, ein stark mystischer Zug hindurchgeht, der der strengen Heilkunde unserer Tage gänzlich fremd ist. Aber dürfen wir trotz unserer aufgeklärten Zeit dies wirklich sagen, wenn, wiederum aus dem alten Druidenlande, wie ein wundersamer Gruß einer versunkenen und längst dahingegangenen Kultur in modernster Form und Packung uns jenes Erzmittel dargebracht wird, Pillen, aus der Mistel bereitet, in apter Phiole verschlossen. Wenn wir dann die beigegebenen Anzeigen lesen, bei welchen Krankheiten mit untrüglichen Erfolge die Anwendung dieses Arcanums statfinden soll, so mag die Wirkung auf uns immerhin eine zwifache sein. Vielleicht kommt dem einen die Charakteristik der Kelten in den Sinn, die mit entsprechender Abänderung hier herangezogen werden dürfte, daß zu solchem Heilglauben gehörte, wie Tacitus ähnlich sagte: „Levisimus quisque medicorum.“ Vielleicht unterliegen aber heute noch Aerzte wie Laien der Suggestion, von der Plinius bezüglich der Mistel sprach, und auch sie jubeln begeistert diesem wunderkräftigen Mittel zu, das den Kelten war und fast noch sein soll: „Olliach“, „Omnia sanans“, „Allheil“!

Literatur: J. Grimm, Kleinere Schriften II. 1865. S. 114. Ueber Marcellus Burdigalensis: S. 152. Ueber die marcellischen Formeln. — J. Paget, J. Williams ab Ithel, The physicians of Myddvai. (Llandoverly 1861.) (Woraus entnommen ist: H. Wellcome, Alte kymrische Heilkunde. [Englisch-Deutsch 1910(?)] — J. H. Aveling, English midwives. [Lanc. 1872, Bd. 1.] — R. Thurneysen, Sagen aus dem alten Irland. (1901.) — H. D'Arbois de Jubainville, Les Celtes. (1904.) — Derselbe, Les Druides. (1908.) — G. Grupp, Kultur der alten Kelten und Germanen. (1905.) — v. Pflug-Hartung, Die Druiden Irlands. (Neue Heidelberger Jahrb. 1892, Bd. 2.) — G. Dottin, Manuel pour servir à l'étude de l'antiquité celtique. (1908.) — T. Pausier, La médecine des Gaulois au temps des Druides. (Journ. 1907, Bd. 12.) — E. Windisch, Die altirische Heldensage Tain Bó Cúalnge. (1907.) — M. Höfler, Gallokeltisches Badewesen. (Zt. f. Baln. Bd. 4.) — Derselbe.

¹⁾ Es kann uns auffallen, daß verhältnismäßig oft, insbesondere auch bei den von Marcellus aufgeführten Heilmitteln, gerade Augenkrankheiten genannt werden, und wir dürften vielleicht daraus schließen, daß diese bei dem keltischen Volke damals und wohl ebenso zur Zeit des Plinius in der Tat häufig vorgekommen seien. In solcher Annahme könnte, was hier eingeschoben werden mag, uns bestärken, daß fast ausschließlich auf gallischem Gebiet und Umkreis jene Stempel gefunden worden sind, welche der gallische Augenarzt seinen Collyrien aufdrückte und pflegte. Uebrigens gehört die Augenheilkunde ja auch anderwärts zu den am frühesten uns begegnenden Spezialitäten der Medizin; ihr scheint der bewegliche Geist der Gallier sich ebenfalls alsbald zugewandt zu haben.

Volksmedizinische Botanik der Kelten. (A. f. Gesch. d. Med. 1911, Bd. 5.) — Derselbe, Die Druiden in ihrer Beziehung zur gallo-keltischen Volksmedizin 1912. — H. de la Ville de Mirmont, L'astrologie chez les Gallo-Romains. (Ann. de la faculté des lettres de Bordeaux. 4. Ser. 28 Jg. 1906.) — J. Becker, Römische und griechische Inschrift am Rhein. (Bonner Jahrb. Bd. 44.) — Corp. inscript. latin. XIII. 5314 5, 6288/9, 7565. (Nach Rom.-germ. Corr.-Bl. 1911, Bd. 4, S. 86.) — A. Holder, Altkeltischer Sprachschatz. (1893ff.) — Norman Moore, The history of the study of Medicine in the british isles. 1908.

Koloniale Medizin.

Auswüchse der modernen tropen-medizinischen Publizistik

von
Regierungsarzt Dr. L. Külz, Kribi-Südkamerun.

Unter dem Namen „Der Kolonialarzt“ ist Anfang 1912 eine, wie der Titel sagt „populär-medizinische Monatsschrift für die deutschen Kolonien unter besonderer Berücksichtigung der Pathologie und Therapie unter Mitwirkung hervorragender Tropenhygieniker“ in die Erscheinung getreten. Als Chefredakteur zeichnet Dr. Br. Geuß, Schiffsarzt a. D., und als „technische Redaktion“ O. Braemer, Apotheker.

In der mir vorliegenden ersten Nummer entwickelt der Redakteur sein Programm, das in kurzen Worten heißt: „Die Hebung der Tropenhygiene durch populäre Aufklärung und Belehrung.“ Um diese gewiß erstrebenswerte Idee zu verwirklichen, werden im einzelnen in Aussicht gestellt: 1. Originalarbeiten über aktuelle Themata der Tropenmedizin; 2. Besprechung von Tropenmedikamenten, die sich in der Praxis bewährt haben; 3. Homöopathie und Naturheilmethoden (!); 4. allgemeine hygienische Notizen und Referate; 5. Ärztliche Mission; 6. tropische Tierheilkunde; 7. Bücherchau; 8. Briefkasten. Der billige Abonnementspreis von 5 Mark im Jahre in Verbindung mit dem vorstehend genannten, überaus reichhaltigen Arbeitsplane würde die Zeitschrift an sich für einen weiten Leserkreis geeignet machen. Ich war deshalb begierig, die Wege kennen zu lernen, auf denen sie ihrem im Vorworte gekennzeichneten, sympathischen Ziele zustrebt. Der erste Beitrag behandelt unter der Überschrift „Ein mißverständenes hygienisches Kolonialgesetz“ eine ostafrikanische Gouvernementsverordnung über den Verkehr mit Arzneimitteln. Mißverstanden wurde sie von einem ostafrikanischen Missionsdirektor, der dadurch verhindert zu sein glaubt, wie bisher seinen Arzneibedarf von der deutschen Kolonialarzneimittelgesellschaft „Eda“ zu beziehen, „dem wohl maßgebendsten Spezialgeschäft zur Versorgung unserer Kolonialbevölkerung an Medikamenten“. Der zweite Originalartikel plädiert für „einen vereinfachten Wandverband in den Tropen“, die Mastisolbehandlung. In ihm wird auf knapp einer Druckseite zwölfmal auf die „Eda“-Gesellschaft verwiesen. An dritter Stelle folgt die (für Laienpraxis berechnete) Erörterung einer „medikamentösen Behandlung des Leberabszesses“ durch verschiedene Ipecacuanha-Präparate mit einem fünfmaligen Verweisungsgesternchen auf die bei der „Eda“ erhaltlichen entsprechenden Arzneien. Ihm schließt sich als viertes Thema das über einen neuen Unterschenkelgeschwürverband mittels der Fakma-Cruosanbinde an mit einigen beachtenswerten, allgemeinen Hinweisen für Geschwürbehandlung und neun Hinweisen auf die dabei nötigen von der „Eda“ zu beziehenden Medikamente. Nr. 5 bringt kurze und gute Ratschläge für den Heimaturlaub aus der Feder von Dr. Geuß — ohne Hinweis auf die „Eda“. Dieser Mangel wird aber reichlich im sechsten Originalaufsatze nachgeholt, in dem ein New Yorker Arzt Dr. Jost eine „neue Tropenprophylaxe“ empfiehlt, die darin besteht, daß man nach der „Troposana-Methode“ in fünf tägigem Turnus jeden Tag ein bestimmtes Arzneipräparat aus einem natürlich bei der „Eda“ zu habenden Besteck nimmt; am ersten Tage 0,5 g Chinin, am zweiten ein Magenmittel zur Aufhebung der Nebenwirkungen des Chinins, am dritten ein nervenstärkendes Lezithinpräparat, am vierten Arsen und am fünften Eisen. „Und damit ist die Sicherheit der Malaria prophylaxe garantiert.“ Gobs Gott! Wenn der Verfasser aber behauptet: „Es ist einwandfrei (Sperrdruck im Original!) festgestellt worden, daß die regelmäßige Verabreichung von einem halben Gramm Chinin an jedem fünften Tag in Kamerun unbedingten Schutz gegen Malaria gewährt“, und daß die Regierung diese Art für ihre Beamten obligatorisch gemacht hat, so sind beide Behauptungen zwar kühn, aber rundweg falsch, wie er mir als altem Kameruner schon glauben muß. Als Nr. 7 folgt eine kleine skeptische Notiz über den angeblichen Entdecker des langersehten Schlafkrankheitsmittels, den mysteriösen Dr. Mehnarto. Im achten und letzten Originalbeitrag wird (man bedenke immer: für nichtärztliches Lesepublikum berechnet!) die Salvarsaneinspritzung in Emulsion unter die Haut geschildert und empfohlen. Die dazu erforderlichen Utensilien sind gebrauchsfertig zu beziehen aus der dem Leser nunmehr nicht unbekanntem Quelle „Eda“.

Diesen „Originalartikeln“ folgt ein kurzer homöopathischer Teil, in dem auch der veterinärärztliche Anteil dieser Nummer untergebracht ist. Als dritten Abschnitt finden wir ein Verzeichnis von elf neueren, bewährten Medikamenten für die Tropenpraxis mit Gebrauchsangweisung

und dem selbstverständlichen Verweisungsgesternchen für „Eda“. Endlich soll wohl die Naturheilmethode zu Wort kommen durch eine Abhandlung über vorzeitiges Altern, die in eine warme Empfehlung von Dr. Trainers Yoghurtpräparaten ausklingt.

Zusammenfassend werden dann unter der Marke: Kolonialapotheke, die als dauernde Rubrik gedacht ist, nochmals alle 35 in den vorausgegangenen Artikeln erwähnten Arzneien aufgezählt, deren Notierungen der „Eda“ zu verdanken sind, „die sämtliche oben angeführten Originalpackungen auf Lager hält“. Den Schluß der Nummer bildet eine Bücherchau und der Briefkasten. Bei ersterer steht bezeichnenderweise an der Spitze die ausführliche Empfehlung des Buches „Der Tropenarzt“ vom früheren westafrikanischen Missionsarzt Hey, das erschienen ist, um eine „christlich-natürliche Heilweise“ zu propagieren, das sich negierend zu den bedeutsamsten Fortschritten tropenmedizinischer Forschung verhält, und das — vielleicht von den moralisch besten Absichten diktiert — durch sein Außenseitertum, seine Unklarheiten und unverhohlene Abneigung gegen die Schulmedizin bestens geeignet ist, in Laienkreisen Verwirrung zu stiften und das Vertrauen zum Arzte zu erschüttern. Der Briefkasten enthält neben der Beantwortung eingegangener Fragen einen Aufruf zur Einsendung von Eingeborenenmedizinen an die Redaktion, um durch die Mitarbeiterschaft der Deutschen im Ausland einzelne von ihnen in uneigentlicher Weise als bewährt auf „den wissenschaftlichen Arzneimittelmarkt“ zu bringen.

Ich glaube, daß die vorstehende kurze Inhaltsangabe des ersten Heftes auch ohne weitere Kritik zeigt, was Geistes Kind es ist. Ein fadenscheiniges, wissenschaftliches Mäntelchen ist ihm so notdürftig umgehängt, daß wohl jeder seine wahre Gestalt darunter erkennen wird. So erstrebenswert daher das vom Chefredakteur Dr. Geuß aufgestellte Ziel ist, so wenig werden wir Kolonialärzte uns mit diesem Wege zu ihm befreundeten können. Wir hoffen aber, es möge dem Verlag und der Redaktion gelingen, rechtzeitig den Kurs in ein anderes Fahrwasser zu steuern; erst dann würden wir folgen können. Andernfalls muß die Neuerscheinung abgelehnt werden im Interesse der Europäer in den Tropen und im Interesse dessen, was bisher an erster, objektiver, wissenschaftlicher Arbeit in den Kolonien bereits geleistet worden ist und hoffentlich noch geleistet werden wird. Sie muß auch die Grundlage bleiben, auf der sich die erwünschte und von vielen Kolonialärzten bereits mit Hingabe geübte gemeinverständliche Belehrung des Europäers über Tropenhygiene und Tropenkrankheiten aufbaut.

Aerztlich-soziale Umschau.

Koalitionspflicht.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis! Auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens sind im Laufe der letzten Jahrzehnte vollkommen neue Begriffe entstanden oder schon bestehende umgewertet worden. Diese Umwälzungen haben auch nicht Halt gemacht vor den Grenzen, die die akademischen Berufskreise von andern schieden.

Wie mancher hat seinen Kopf geschüttelt, als er von einem „Koalitionsrecht der Aerzte“ hörte. Diejenigen unserer Kollegen vor allem, die zu der älteren und ältesten Aerztegeneration gehörend in Anschauungen groß geworden sind, die den Arzt nach eigener Wertung und in der Wertung seiner Klientel auf eine höhere wirtschaftliche Stufe stellen, in der seine materielle Lebenslage noch gesichert wurde nicht durch Bezahlung im Sinne jedes andern Gewerbetreibenden, sondern in der das Wort „Honorar“ wirklich etwas mit „honor“ zu tun hatte.

Heute ist, abgesehen von den wenigen, die ihre ärztliche Tätigkeit nur in den begüterten Volksschichten ausüben, auch dem auf seine akademische Würde stolzen Kollegen allmählich die Tatsache nicht aufgedämmert, nein mit aller Macht zur ungern sich selbst eingestandenen Erkenntnis gewaltsam gebracht worden, daß die Entwicklung, Umwertung und Umwälzung aller alten Wirtschaftsformen auch vor dem Aerzestand nicht Halt gemacht hat, nicht Halt machen konnte. Der einzelne bedeutet heute wirtschaftlich nur wenig, nur die fest geschlossene große Gruppe beruflich gleichgearteter Produzenten vermag sich in Wirtschaftskämpfe zu halten und sich damit die notwendigen Existenzbedingungen zu erobern.

In dieser leider erst viel zu spät und nach großen Opfern und Verlusten errungenen Erkenntnis ist der Begriff „Koalitionsrecht der Aerzte“ auch für die höchstgestellten, früher oft erhabenen über den niederen „Instinkten“ in olympischer Ruhe thronenden Kollegen ein vollgültiger, anerkannter Begriff geworden. Und nun gilt es bereits wieder umzulernen! Jetzt klopft bereits ein neuer Mahner, ein erster, unerbitlicher Bote der neuen Zeit an die Pforte unseres Gewissens! Und wer seine Stimme vernommen, den läßt es nicht mehr frei, will er ein Ehrenmann sein und bleiben, er muß diesem Rufe folgen, wie der Soldat dem seines Kriegsherrn! Nicht mehr Koalitionsrecht heißt es heute: